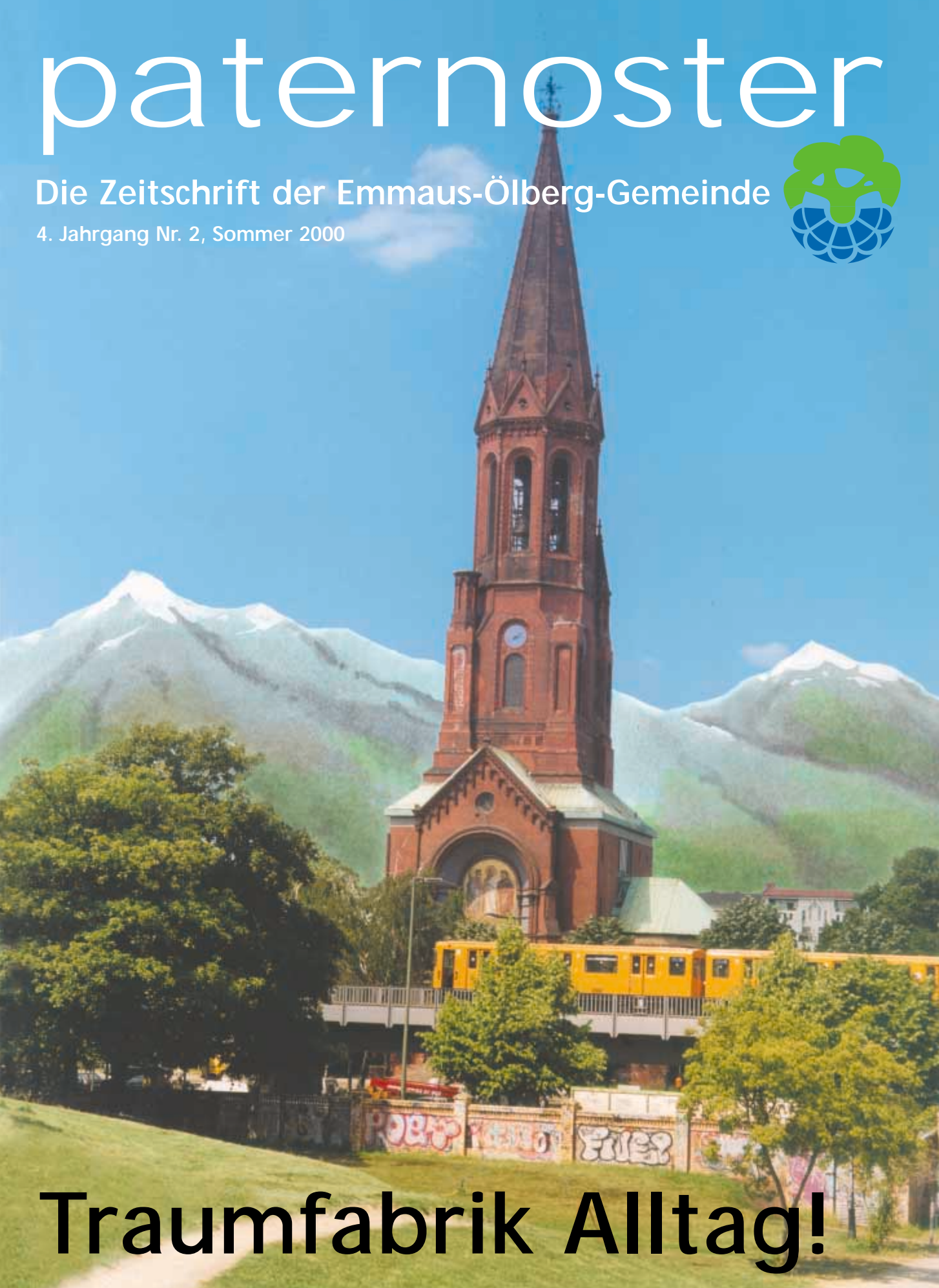


paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

4. Jahrgang Nr. 2, Sommer 2000



Traumfabrik Alltag!

Altes Pfarrhaus – Neue Nutzung

Monika Herrmann / Sie kennen ihre Tochter nicht mehr, haben panische Angst vor leeren Zimmern oder vor Dunkelheit, rennen im Nachthemd auf die Straße, benutzen den Wohnzimmersessel als Toilettensitz und schmieren die Butter statt aufs Brötchen in die Haare – Menschen mit Demenz haben die Orientierung verloren. Eine Erkrankung, bei der Gehirnzellen fortschreitend abgebaut werden, ist für diese Desorientierung verantwortlich. „Alzheimer“ wird das Leiden häufig genannt.

Angehörige sind überfordert und oft uninformiert. Die schlimme Folge: Eine Einweisung ins Pflegeheim ist in vielen Fällen unerlässlich.

Doch in den meisten Heimen werden verwirrte Patienten lediglich weggeschlossen. „Es ist wie im Knast“, erzählt eine Tochter, deren verwirrte Mutter im Heim lebt. Von „struktureller Gewalt gegen Alzheimerpatienten“ sprechen mutige Mediziner inzwischen.

Im alten Pfarrhaus in der Kreuzberger Wrangelstraße muss niemand der insgesamt sechs Bewohner und Bewohnerinnen Angst vor Gewalt haben. Niemand wird hier im Bett fixiert, wenn er unruhig ist und wenn beim Frühstück die Butter durchaus nicht auf dem Brötchen landen will, dann sorgt eine Pflegekraft dafür, dass es doch irgendwie gelingt. Einfühlsam und liebevoll geht man hier miteinander um. Eine Wohngemeinschaft für Alzheimer-Patienten – das ist in Deutschland noch etwas sehr Neues und Ungewohntes. Doch in Kreuzberg scheint es zu klappen. Denn die sechs Bewohner leben wie in einer großen Familie zusammen. Alle haben ihr eigenes Zimmer, die große Küche und der Wohnraum sorgen für Kommunikation.

„Das wichtigste ist, dass hier das Problem der Einsamkeit einfach nicht relevant ist“, sagt Hildegard Eichhorn. Sie ist Mitarbeiterin der Diakoniestation in der Zossener Straße und war am Aufbau der Wohngemeinschaft maßgeblich beteiligt. Diese gehört zum Diakonischen Werk Berlin Stadt-Mitte. Vor einem guten halben Jahr wurde die WG gegründet. Die Pflegekräfte der Diakoniestation hatten bei ihren Hausbesuchen immer wieder festgestellt, wie groß die Zahl der demenzen alten Menschen ist. „Wir wollten zur Heimunterbringung eine Alternative schaffen, die Menschen aus ihrer Isolation holen“, sagt Hildegard Eichhorn. Wichtig sei dabei, den Verwirrten in seiner Gefühlswelt anzunehmen und ihn da zu erreichen, wo er gerade ist. Konkret: Patienten mit einer Demenz werden nicht ständig an ihren Defiziten gemessen, sondern an noch vorhandenen Fähigkeiten.



Entscheidend ist, dass die Einsamkeit überwunden wird.

Inhalt

Monika Herrmann Altes Pfarrhaus – Neue Nutzung	2
Editorial	3
Charlotte Rehbein Der Koffer meiner Mutter	4
Bernd Feuerhelm Ich war nicht der Märchenprinz	5
Heike Krohn Für Taten ist es nie zu spät	6
Jörg Machel ora et labora	7
Gisinda Eggers Leere Räume: Leerräume	8
Traumfoto von Bernd Feuerhelm	10
Heinrich Böll Unfertig ist der Mensch	12
Dorothea Weltecke Traumfabrik Alltag	14
Jörg Machel P wie Paradies	16
Gemeinde im Überblick	17
Lesezeit	18
Streiflicht, Impressum	19

Aktuelle Termine

sind nicht hier abgedruckt, sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“, der monatlich erscheint.
Sie erhalten ihn in der Gemeinde und über das Internet:
<http://www.emmaus.de>

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser!

Zwischen der Planung dieser paternoster-Ausgabe und der Endredaktion liegt unser Urlaub. Reiseziel ist ein ehemaliges Kappuzinerkloster am Lago Trasimeno in Umbrien.

Wo früher zweiundzwanzig Mönche zwischen Arbeit und Gebet zurückgezogen von der Welt ihr Leben führten, sind jetzt annähernd so viele Touristen in netten Ferienappartements untergebracht. Dezent im hinteren Teil des Klostergeländes zeigen ein Federballplatz und ein Swimmingpool an, dass sich die Funktion des Anwesens gründlich geändert hat. Die instandgesetzte Kapelle und der wunderschöne Kreuzgang allerdings verraten den Ursprung des Hauses, und der soll nach dem Willen der Gastgeber unbedingt erkennbar bleiben.

Jeden Ferienabend beschließen wir damit, dass ich mit meiner dreijährigen Tochter in die Kapelle gehe und ein paar Lieder mit ihr singe. Wir erzählen dem Jesusknaben am Marienaltar, was wir tagsüber erlebt haben und denken an die Lieben daheim.

„Traumfabrik Alltag“ – so der Titel dieses paternoster. In diesen Urlaubstagen habe ich mich oft als Grenzgänger zwischen Traum und Wirklichkeit empfunden. Mir ist deutlich geworden, wie stark meine Realität dadurch geprägt wird, dass ich ihr einen Sinn zuspreche, den sie ohne mein Zutun nicht zwingend hat.

Für mich und meine Frau ist es ein Genuss in diesen geschichtsträchtigen Mauern zwischen klösterlicher Kontemplation und Urlaubsaktivitäten auszuspannen, für andere Feriengäste ist es halt ein altes Gemäuer, erfreulich komfortabel instandgesetzt und damit basta.

Viel Spaß beim Lesen wünscht ihnen

Pfarrer Jörg Machel



Der Koffer meiner Mutter

Das Versprechen an sich selbst

Charlotte Rehbein / Ächzend und stöhnend schleppt meine Mutter einen Koffer ins Haus. Einen leuchtend roten und riesig großen Koffer. Meine Mutter strahlt trotz der Anstrengung des Tragens voller Stolz und Vorfreude. „Jetzt habe ich schon mal den richtigen Koffer. Jetzt dauert es nicht mehr lange und ich werde nach Mexiko reisen“, sagt sie zuversichtlich.

Seit diesem Tag sind bisher 15 Jahre vergangen, die der Koffer auf dem Dachboden verbrachte. Aber eines Tages wird meine Mutter nach Mexiko reisen, zu den Monumenten der frühen Hochkulturen.

Mexiko ist sehr weit, wenn man Tag für Tag in einer Kleinstadt im Nordhessischen lebt. Und für eine weite Reise benötigt man viele Dinge und einen großen Koffer, um all die vielen Dinge so weit transportieren zu können.

Der Koffer meiner Mutter ist sicherlich das größte je hergestellte Modell. So weit weg ist Mexiko. Es fehlt an Geld, weil noch das Studium der Kinder finanziert werden muss. Aber, wenn die Kinder selbstständig sind, dann ... Dann erkrankt der Ehemann und muss gepflegt werden. Aber, wenn es

ihm besser geht, dann ... Dann ist meine Mutter über sechzig und hat Probleme mit körperlicher Anstrengung. Aber wenn die Kur bewilligt ist und sie sich erholt hat, dann ...

Sie läuft im Garten auf dem Rasen hin und her, um ihre Kondition zu trainieren. Im Regal reihen sich mittlerweile Bücher über Mexiko. Alle Jahre wieder kämpft sie sich tapfer durch den Anfängerkurs Spanisch an der Volkshochschule. Sie liest jeden Reiseprospekt, plant Termine, überdenkt die Details, verschiebt die Reise nur nochmal um wenige Wochen. Mexiko ist weit.

Manches Mal habe ich sie schallend ausgelacht. Wenn sie den riesigen Koffer auch noch packt, wird er so schwer sein, dass sie es nicht einmal bis zur Haustür schafft, geschweige

denne zum Flughafen oder gar in das ferne Land. Aber wenn Glaube Berge versetzt, wird er auch diesen Koffer transportieren und meine Mutter in das Land ihrer Träume bringen.

Der Koffer meiner Mutter ist kein gewöhnlicher Koffer. Er ist der Inbegriff von Fernweh. Er ist Anregung für ein erfüllendes Hobby. Er ist Trost in traurigen und verzagten Stunden. Er ist Ansporn, Geist und Körper für jede Anstrengung fit zu halten. Er ist Glaube an die Zukunft. Er ist ein Versprechen an sich selbst.

Solch ein Koffer muss eben riesig groß und signalrot sein.

Mexiko ist weit. Aber das Land der Träume ist nur dann unerreichbar, wenn die Reisetasche so klein ist, dass sie im Strom des Alltags untergeht.



Der Koffer - eine Ablage für Hoffnungen?

Ich war nicht der Märchenprinz

Bernd Feuerhelm / Westberlin 1982. Es war die Zeit, als der Kampf um die damals besetzten Häuser seinen Höhepunkt hatte. Ronald Reagan, damaliger US-Präsident, besuchte die Frontstadt. Einen Steinwurf entfernt im Schatten der Apostel-Paulus-Kirche lag versteckt im Häusermeer einer der damals angesagtesten Szeneclubs der ummauerten Halbstadt. Ich war am Ziel meiner Träume gelangt, war Inhaber einer gut gehenden Nachtbar. Abgeschottet durch Eisentür und Klingel traf sich dort fast die ganze Berliner Musikszene, von Udo Lindenberg über Ulla Meinecke bis Ideal. Später



Udo: fest in meiner Hand

war das „Harlekin“, so hieß der Laden, auch Anlaufstelle für internationale Musiker, die in Westberlin Konzerte gaben. Seit meiner Jugendzeit hörte ich Rock 'n' Roll Musik, sammelte Schallplatten und wurde nach und nach zum Vinyl-Junkie.

Immer wenn ich eine Leere in mir spürte, griff ich zur ... Platte. Mein Lokal war im Stil der amerikanischen 50er Jahre eingerichtet, heute nichts



Regiestelle: Theke

Besonderes. Als ich 1978 den Club eröffnete, war ich in Berlin mit diesem Konzept der Erste und so etwas wie der Vorreiter einer neuen Kneipenkultur.

Aus der Summe meiner Erfahrungen entstand meine persönliche Sichtweise der Welt. Welche Rolle ich dort spielte, entschied ich allein. Ich merkte damals bald, dass ich mir mein eigenes Museum errichtet hatte: Eingespannt in den Träumen anderer, die ich für meine eigenen hielt, hatte ich das Gefühl, als wäre ich in einen Käfig gesperrt. Jeden Morgen, wenn der letzte Gast meine Bar verließ und draußen die ersten Menschen zur Arbeit hasteten, senkte sich der Theatervorhang und die brutale Wirklichkeit hatte mich zurück.

Eines Morgens saß sie am Bartresen, mit allen Attributen ausgestattet, die mich dazu veranlassten, in ihr meine Traumfrau zu sehen. Sie war David Bowie gefolgt, der ein paar Mal im „Harlekin“ aufkreuzte. Um näher an ihrem Idol zu sein, mietete sie sich in Neukölln ein. Der Grund war der Neukölln-Song auf der „Hereos“-LP

von Bowie aus dem Jahre 1978. Sie arbeitete beim Stadtmagazin Tip als Sekretärin und hatte eine Leidenschaft, die ich zuerst für einen Witz hielt: Sie war bekennende Liebesromanleserin. Hunderte von Bastei-Romanen stapelten sich unter Postern von David in ihrer Wohnung.

Was folgte nun, liebe Leserin und lieber Leser? Richtig! Ich verkaufte mein Lokal und zog mit Eva, so hieß meine Traumfrau, auf eine griechische Insel. So träumten wir für einige Zeit rosa Luftballons ... nachzulesen in den wöchentlichen Schicksalsromanen am Kiosk!



Endstation: Sehnsucht

Und obwohl sie nicht gestorben sind, leben sie heute nicht mehr zusammen, denn gerade rosa Luftballons vertragen die griechische Sonne nicht!

Für Taten ist es nie zu spät

Dietrich Bonhoeffer Stiftung – eine Stiftung für die Jugend

Heike Krohn / Wolf Dieter Zimmermanns Augen funkeln kämpferisch. „Wenn der Name Bonhoeffer kommt, denken alle an große Geschichten von Widerstand und Heldenhaftigkeit und damit ist es dann erledigt“. Vor fast 70 Jahren haben die Zimmermanns Dietrich Bonhoeffer persönlich kennen gelernt.



Wolf Dieter Zimmermann: Ein Lebensabend mit großen Zielen

Wolf Dieter Zimmermann ist heute 88 Jahre alt. 12 Jahre lang war er Schüler und Weggefährte Bonhoeffers. Etwas von dem, was er damals von dem Pfarrer gelernt hat und wie er ihn erlebt hat, möchte er heute weitergeben. „Das was mich verpflichtet ist die Glaubwürdigkeit von ihm und das ir-

gendwas von akutem, aktuellem Tun mit seinem Namen verbunden ist und nicht die ewige Rederei über ihn“. Zimmermann geht es auch um die eigene Glaubwürdigkeit, seine Kritik am Umgang mit dem Gedenken an Bonhoeffer, sollte nicht nur heiße Luft bleiben.

Er kam auf die Idee eine Stiftung

zu gründen, um die kirchliche Jugendarbeit zu unterstützen.

Im Land Berlin muss ein Stifter 100.000,- DM als Grundkapital mitbringen. So viel Geld hatten die Zimmermanns jedoch nicht einfach im Sparstrumpf. „Zwei Jahre lang murkelte in mir die Idee“, erzählt Wolf Dieter Zimmermann.

Schließlich kam ihm der zündende Einfall: er versteigerte Briefe aus seiner persönlichen Korrespondenz. Darunter Briefe von Ernst Barlach und Albert Einstein, die er im Laufe seines Lebens als Publi-

zist und Leiter des Evangelischen Rundfunkdienstes Berlin-Brandenburg gesammelt hatte.

Zusammen mit seiner Frau Friederike Zimmermann hat er Anfang dieses Jahres die Dietrich-Bonhoeffer-Stiftung ins Leben gerufen.

Auch über den Tod Dietrich Bonhoeffers hinaus, den die Nazis 1945

im KZ Flossenbürg ermordeten, ist dieser eine wichtige Person im Denken und Handeln Wolf-Dieter Zimmermanns geblieben. „Er hat mich mein Leben lang begleitet“, sagt Zimmermann. Und selbst die Idee für die Stiftung sei, „wahrscheinlich auch auf seinem Mist gewachsen, nicht auf meinem alleine“. Auf die Jugendarbeit sei er gekommen, weil auch Dietrich Bonhoeffer sich immer sehr für die Jugend engagiert hat.

Die Stiftung will Begegnungen zwischen Jugendlichen fördern. Reisen kirchlicher Jugendgruppen z.B. nach Israel oder auch nach Osteuropa sollen finanziell unterstützt werden. Für Zimmermann ist es wichtig, dass die Kirche die Jugendlichen auf ihrem Weg ins Erwachsenenleben ein Stück begleitet. Die Begegnungen mit fremden Ländern, Kulturen und Religionen soll Horizonte öffnen. „Mit den Jugendlichen ein Stück gehen – auf das gemeinsame neue Erleben kommt es an“, sagt er.

Aber noch sehen die Zimmermanns sich nicht am Ziel. Eine Stiftung darf nur mit dem Geld arbeiten, das über das Grundkapital hinaus zur Verfügung steht. Das versuchen sie jetzt zusammenzubekommen. Denn die Stiftung soll Bestand haben.

Dietrich Bonhoeffer Stiftung, Träger: Dietrich Bonhoeffer Gemeinde in Lankwitz, Sondershausener Str. 50, 12249 Berlin, Tel. 771 50 27.

Vorsitzender: Pfarrer Hartmut Walsdorff

Spendenkonto: Dietrich Bonhoeffer Stiftung, Deutsche Bank Berlin, Konto: 154 46 26, BLZ 10070000.

ora et labora

Vom Manager zum Klosterherren

Jörg Machel / Angelo Pellegrini hat es irgendwann nicht mehr gefallen, wie so viele in seiner nächsten Umgebung nur noch hinter dem Geld her zu sein. Natürlich weiß auch er, dass ein Unternehmen nur florieren kann, wenn die Zahlen stimmen, aber Zahlen sind eben nicht alles.

Angelo Pellegrini ist 1953 in der Nähe der Lagunenstadt Venedig geboren und sein Berufsweg war eigentlich schon damals vorgezeichnet. Auch er sollte in das Familiengeschäft einsteigen. Die Teigwaren aus dem Betrieb seiner Eltern haben einen sicheren Platz, nicht nur in den Regalen italienischer Lebensmittelgeschäfte, auch in Deutschland weiß man die Spezialitäten zu schätzen. Zu studieren brauch-



Altes Kappuzinerkloster in neuer Nutzung

te Angelo Pellegrini nicht. Die kaufmännische Lehre absolvierte er in der eigenen Firma und im Laufe der Jahre eignete er sich alles Wissen an, das nötig ist, um den Betrieb selbst zu managen. Durch die Kontakte zu deutschen Geschäftspartnern hat er die fremde Sprache gelernt und durch die häufigen Reisen ins Ausland hat er jenen weiten Blick bekommen, der wohl nötig ist, um die engen Grenzen des Alltags überhaupt wahrzunehmen.

Mit etwa vierzig Jahren kam dieser Punkt für Angelo Pellegrini. Es war an der Zeit, sein Leben zu verändern, so erinnert er sich. Er gab seinen Job im Familienbetrieb auf und überführte die Firma in eine Aktiengesellschaft.

In Umbrien am Lago Trasi-

meno entdeckte er mit seiner Frau, einer Kunsthistorikerin, ein altes Kappuzinerkloster, das zum Verkauf stand.

Von 1564 bis 1968 war es bis auf eine kurze Unterbrechung von Mönche bewohnt. Dann übernahm es ein Ingenieur aus Perugia und restaurierte das alte Gemäuer. Eine Schweizerin begann damit, die Anlage mit Ferienwohnungen zu vermieten. Von ihr erwarb er das Anwesen Anfang der neunziger Jahre.

Sein Ziel war es, die Ferienanlage wieder als ehemaliges Kloster erkennbar zu machen. So wendete das Ehepaar viel Kraft auf, die alte Kapelle wieder instand zu setzen. Auch der Kreuzgang und die alte Klosterküche erzählen den Feriengästen von der spannenden Geschichte der Klosteranlage.

Die körperliche Arbeit auf dem Gelände tut ihm gut; es freut ihn, wenn die Glocke jetzt wieder von Zeit zu Zeit läutet, um eine Hochzeit anzukündigen.



Der „Klosterherr“ bei der Gartenarbeit

Leere Räume: Leerräume

Gisinda Eggers / In dem Maße, in dem in Berlin bisherige Brachen bebaut worden sind, scheinen einige Architekten in den vergangenen zehn Jahren bewusst oder unbewusst an Ersatz gedacht zu haben.

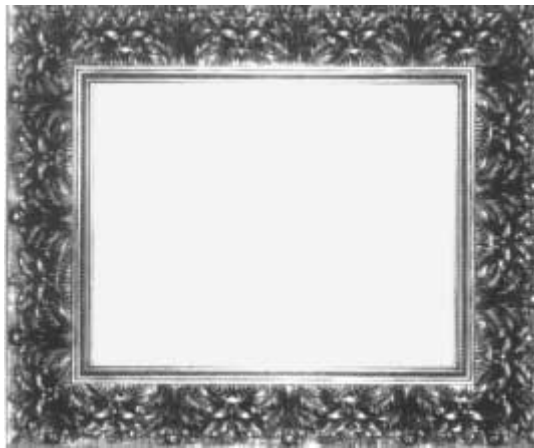
Richtige Trümmergrundstücke, die abenteuerlichen Spielplätze der Nachkriegskinder, gab es ja schon lange nicht mehr. Soweit sie nicht bebaut worden waren, waren aus ihnen Spielplätze, Parkplätze oder Grün- oder einfach Freiflächen geworden. Auch viele Keller und Dachgeschosse der Innenstadt waren von den Mietern zu sinnvoller Nutzung in Beschlag genommen, als preiswerte Lagerfläche, als Trockenboden für die Wäsche, als Rumpelkammern. Nachdem diverse Dachgeschosse in gefragte Wohnungen umgebaut, zahlreiche Souterrains als Gewerbeflächen zu haben sind und ehemalige Freiflächen mit Geschäften und Büros prunken, sind nicht definierte Freiräume in Berlin seltener geworden.

Ausgesprochen ansprechend und gelungen sind vier bekannte, öffentlich zugängliche Gebäude zu nennen, die auffällige und ausdrückliche Leerräume enthalten:

a. die Reichstagskuppel b. das Kaufhaus Lafayette c. die neue Gemäldegalerie, d. das Jüdische Museum. In allen Fällen sind die in ihnen enthaltenen leeren Räume eng mit der Funktion verbunden und von zentraler Bedeutung für die Aussage der jeweiligen Architektur.

Die Reichstagskuppel hat sich als Besuchermagnet erwiesen. Als Aussichtsplattform bietet sie Berlinern und

Berlinbesuchern nicht nur einen zentralen Standort, sondern außerdem noch das Gefühl, der Regierung aufs Dach gestiegen zu sein. Die Kuppel kennzeichnet ein Zentrum, indem sie einen Mittelpunkt markiert. Der spiralförmige Aufstieg erzwingt den Blick in alle Himmelsrichtungen. Als Symbol für die Transparenz einer Demokratie überzeugt die Kuppel nicht ganz, denn das Licht fällt nicht direkt ins Parlament, sondern wird indirekt mit einer komplizierten Spiegelvorrichtung dorthin projiziert. Die Kuppel ist um einen Lüftungsschornstein herumgebaut. Dort, wo die Abluft des Parlaments in den offenen Himmel



Leerer Raum

über Berlin entlassen wird, erreichen die Besucher ihr Ziel. Der Wähler ist der vom Regieren verbrauchten Atemluft seiner Abgeordneten, die er von dort oben nicht sehen kann, etwas näher.

Das Kaufhaus Lafayette in der Friedrichstraße ist ein besonderes Symbol für die vollzogene staatliche Einheit, als einer der ersten fertiggestellten Konsumtempel in Berlins alter und neuer Mitte. Auch wenn es

wie ein normales Kaufhaus wirken mag, so sind es zwei Aspekte, die es auszeichnen. Ganz in der Nähe zur Französischen Straße und zum Französischen Dom haben die Galeries Lafayette sich in die Tradition der in Preußen heimisch gewordenen Hugenotten begeben, die einst mit zum wirtschaftlichen Aufschwung einer ganzen Region beigetragen haben. Und sie haben sich ein Gebäude gewählt, das durch seine Architektur zugleich den Konsum kritisiert. Im Zentrum des Erdgeschosses, dort wo die Verkaufsfläche am teuersten ist, klafft ein großes Loch. Um dieses Loch herum, das sich nach oben und unten kegelförmig verjüngt, kreisen die zu Konsum aufgeforderten Kunden. In der Mitte ist die Leere am größten, je höher oder tiefer die Konsumenten sich durch die Etagen bewegen, desto kleiner wird der Leerraum.

So wie die großen, unzugänglichen Kuppeln der Antike eine religiös-kosmologische Dimension beinhalteten, so weist die leere Mitte im Lafayette darauf hin, dass wir ein Oben und ein Unten nur erkennen können, wenn wir uns durch den naheliegenden Konsum hindurch bewegen – bis an den Rand seiner hohlen, unausfüllbaren Mitte hin. Von diesem Rundrand kann man durch die Verglasungen in die Gourmetabteilung im Untergeschoss blicken oder in die Modeabteilungen in den oberen Etagen, aber unmittelbar vor den Augen öffnet sich ein Schlund. Dieser Abgrund hat ein erkennbares Ende, dort, wo die Verkaufsfläche endet, endet die

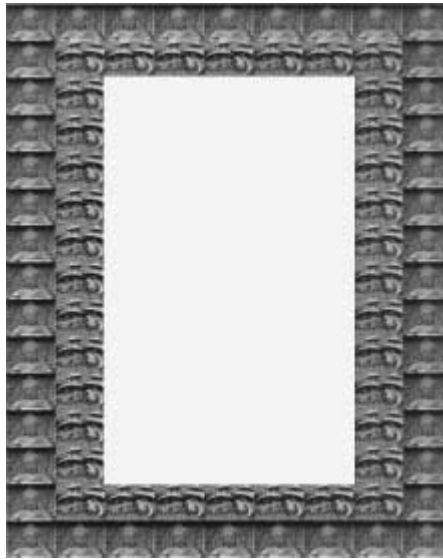
Region der Leere. Und nachdem wir hier das Zentrum unseres Wirtschaftssystems als leer und unausgefüllt erblicken durften, können wir uns wieder fröhlich durch die Angebote hindurch und an ihnen vorbei ins Freie bewegen. Es ist vielleicht nicht erstaunlich, dass dieses Gebäude bereits drei Geschäftsführer verschlissen hat.

Die Gemäldegalerie am Kulturforum hat die Schätze der Berliner Sammlung, die in Dahlem etwas Labyrinth-artig untergebracht waren, sehr übersichtlich und großzügig gehängt. Der Nordflügel nimmt die Kunst von nördlich der Alpen auf, der Südflügel die von südlich der Alpen stammende. Beide sind chronologisch geordnet. Die mittelalterlichen Werke sind gleich am Eingang zu finden; diese europäische Kunstgeschichte trifft sich und endet bei Rubens und Rembrandt bzw. bei Gainsborough, dem Eingang gegenüber.

Und was ist in der Mitte? Eine leere dreischiffige Basilika, in deren Mitte wiederum ein kleines Wässerchen plätschert. Dieser Leerraum erinnert an die mittelalterlichen Kirchen, für die ein beträchtlicher Teil der Gemälde einst geschaffen wurde. Und auch daran, dass die Kunst sich von diesem Auftraggeber vor langer Zeit befreite. Sie erinnert ebenfalls an die Kunstreligion des 19. und 20. Jahrhunderts. Aber die quasi sakrale Mitte des Museums ist ebenso leer wie das Herzstück den Lafayette, die alte Kunst hat und bildet kein Zentrum mehr.

Ebenso wie vor dem Eingang zur

Reichstagskuppel bilden sich vor dem Jüdischen Museum lange Schlangen. Es ist nötig und zugleich sinnvoll, sich einer Führung anzuschließen. Vergleichen mit den verborgenen Achsen und Bezügen dieses schrägen Baus, erschließen sich die spirituellen Dimensionen einer gotischen Kathedrale einem Nichtchristen unmittelbar,



Leerraum

leicht und eingängig. Gerade in seinem leeren Zustand wirkt das Gebäude als eindringliches Mahnmal. Und auch wenn die Vitрины und Wände mit Exponaten bestückt sein werden, bleiben drei nicht zu füllende Räume erhalten. Diese wurden vom Architekten „voids“ (von engl. „void“: leer) genannt. Indem sie bloße Abwesenheit gemahnen, schneiden sie sich als Leerstellen durch alle Etagen und Fluchten. Man kann in sie hineinblicken, sie auf Gängen durchqueren,

aber nicht eigentlich betreten. Ursprünglich war geplant gewesen, diese drei Hohlvolumina zusätzlich noch einmal als unzugängliche „void-Türme“ auf dem Gelände zu errichten, wovon aus Kostengründen schließlich nur einer ausgeführt wurde. Das Auf und Ab jüdischen Lebens in Berlin hätten drei Leertürme vielleicht ausführlicher aufgezeigt als einer, aber dieser eine weist jetzt um so deutlicher auf die eine unfassbare und unfüllbare Phase in der deutschen Geschichte hin, als von Berlin aus die Vernichtung der europäischen Juden geplant und organisiert wurde.

Libeskind's Entwurf für das Jüdische Museum lag schon im Sommer 1989 vor, die Reichstagskuppel, Lafayette und Gemäldegalerie wurden erst danach geplant und konnten dafür etwas schneller ausgeführt werden. Das Vorhandensein von zentralen Leerräumen bei allen vier Bauwerken mag Zufall sein; so unterschiedlich die Konzeption dieser Gebäude sein mag, besonders eindringliche Botschaften gehen außer von der Nutzung auch und gerade von den Leerstellen darin aus. Deren besondere Wirkung und Qualität besteht darin, dass die Besucher die umbaute Hohlheit nicht als unheimlich oder bedrohlich empfinden, sondern sich auf eigenartige und angenehme Weise bei sich selbst fühlen können.

WER KEINEN MUT ZUM TRÄUMEN HAT
HAT KEINE KRAFT ZUM KÄMPFEN !



Unfertig ist der Mensch

Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags Kiepenheuer & Witsch, Köln.

Heinrich Böll / In einem Hafen an einer westlichen Küste Europas liegt ein ärmlich gekleideter Mann in seinem Fischerboot und döst. Ein schick angezogener Tourist legt eben einen neuen Farbfilm in seinen Fotoapparat, um das idyllische Bild zu fotografieren: blauer

rist – der Landessprache mächtig – durch ein Gespräch zu überbrücken versucht.

„Sie werden heute einen guten Fang machen.“

Kopfschütteln des Fischers. „Aber man hat mir gesagt, dass das Wetter

ken, die ihm sozusagen das Herz zu sprengen droht: „Aber warum fahren Sie dann nicht aus?“

Die Antwort kommt prompt und knapp. „Weil ich heute morgen schon ausgefahren bin.“

„War der Fang gut?“

„Er war so gut, dass ich nicht noch einmal auszufahren brauche, ich habe vier Hummer in meinen Körben gehabt, fast zwei Dutzend Makrelen gefangen ...“ Der Fischer, endlich erwacht, taut jetzt auf und klopf dem Touristen beruhigend auf die



Besser eine Hand voll mit Ruhe als beide Fäuste voll mit Mühe und Haschen nach Wind. Prediger 4,6

Himmel, grüne See mit friedlichen schneeweißen Wellenkämmen, schwarzes Boot, rote Fischermütze. Klick. Noch einmal: klick, und da aller guten Dinge drei sind, ein drittes Mal klick. Das spröde, fast feindselige Geräusch weckt den dösenden Fischer, der sich aufrichtet, schläfrig nach seiner Zigarettenschachtel angelt, aber bevor er das Gesuchte gefunden hat, hat ihm der eifrige Tourist schon eine Schachtel vor die Nase gehalten, ihm die Zigarette nicht gerade in den Mund gesteckt, aber in die Hand gelegt, und ein viertes Klick, das des Feuerzeuges, schließt die eilfertige Höflichkeit ab. Durch jenes kaum messbare, nie nachweisbare Zuviel an flinker Höflichkeit ist eine gereizte Verlegenheit entstanden, die der Tou-

günstig ist.“ Kopfnicken des Fischers.

„Sie werden also nicht ausfahren?“ Kopfschütteln des Fischers, steigende Nervosität des Touristen. Gewiss liegt ihm das Wohl des ärmlich gekleideten Menschen am Herzen, nagt an ihm die Trauer über die verpasste Gelegenheit.

„Oh, sie fühlen sich nicht wohl?“ Endlich geht der Fischer von der Zeichensprache zum wahrhaft gesprochenen Wort über. „Ich fühle mich großartig“, sagt er. „Ich habe mich nie besser gefühlt.“ Er steht auf, reckt sich, als wollte er demonstrieren, wie athletisch er gebaut ist. „Ich fühle mich fantastisch.“

Der Gesichtsausdruck des Touristen wird immer unglücklicher, er kann die Frage nicht mehr unterdrück-

Schulter. Dessen besorgter Gesichtsausdruck erscheint ihm als ein Ausdruck zwar unangebrachter, doch rührender Kümmernis.

„Ich habe sogar für morgen und übermorgen genug“, sagt er, um des Fremden Seele zu erleichtern. „Rauchen Sie eine von meinen?“

„Ja, danke.“

Zigaretten werden in die Mäuler gesteckt, ein fünftes Klick, der Fremde setzt sich kopfschüttelnd auf den Bootsrand, legt die Kamera aus der Hand, denn er braucht jetzt beide Hände, um seiner Rede Nachdruck zu verleihen.

„Ich will mich ja nicht in Ihre persönlichen Angelegenheiten mischen“, sagt er, „aber stellen Sie sich mal vor, Sie führen heute ein zweites, ein drit-

tes, vielleicht sogar ein viertes Mal aus und sie würden drei, vier, fünf, vielleicht gar zehn Dutzend Makrelen fangen ... stellen Sie sich das mal vor.“

Der Fischer nickt.

„Sie würden“, fährt der Tourist fort, „nicht nur heute, sondern morgen, übermorgen, ja, an jedem günstigen Tag zwei-, dreimal, vielleicht viermal ausfahren – wissen Sie, was geschehen würde?“

Der Fischer schüttelt den Kopf.

„Sie würden sich in spätestens einem Jahr einen Motor kaufen können, in zwei Jahren ein zweites Boot, in drei oder vier Jahren könnten Sie vielleicht einen kleinen Kutter haben, mit zwei Booten oder dem Kutter würden

Sie natürlich viel mehr fangen – eines Tages würden Sie zwei Kutter haben, Sie würden ...“, die Begeisterung verschlägt ihm für ein paar Augenblicke die Stimme, „Sie würden ein kleines Kühlhaus bauen, vielleicht eine Räucherei, später eine Marinadenfabrik, mit einem Hubschrauber rundfliegen, die Fischschwärme ausmachen und Ihren Kutter per Funk Anweisung geben. Sie könnten die Lachsreste erwerben, ein Fischrestaurant eröffnen, den Hummer ohne Zwischenhändler direkt nach Paris exportieren – und dann ...“, wieder verschlägt die Begeisterung dem Fremden die Sprache: Kopfschütteln, im tiefsten Herzen betrübt, seiner Urlaubsfreude schon fast

verlustrig, blickt er auf die friedlich hereinrollende Flut, in der die ungefangenen Fische munter springen. „Und dann“, sagt er, aber wieder verschlägt ihm die Erregung die Sprache.

Der Fischer klopf ihm auf den Rücken, wie einem Kind, das sich verschluckt hat. „Was dann?“, fragt er leise.

„Dann“, sagt der Fremde mit stiller Begeisterung, „dann könnten Sie beruhigt hier im Hafen sitzen, in der Sonne dösen – und auf das herrliche Meer blicken.“

„Aber das tu ich ja schon jetzt“, sagt der Fischer ...

Zwischen Atlantis und Utopia

Jörg Machel / Am Anfang der Neuzeit stehen die Träumer einer besseren Welt. Sie schreiben von einer Welt, die ihnen wahrhaft lebenswert erscheint, und verraten ganz nebenbei, worauf ihr Weltbild ruht und wohin ihre Wünsche zielen.

Thomas Morus (1478 – 1535), Humanist und Lordkanzler unter Heinrich VIII. beschreibt unter der Überschrift „Utopia“ einen Ort, an dem die Menschen in Wohlstand und Frieden leben, weil man Arbeit und Wohlstand zu teilen gelernt hat. Ganz hoch in der Werteskala des von ihm beschriebenen Gemeinwesens steht die Freude an Bildung und Kommunikation. Die tägliche Arbeitszeit ist auf sechs Stunden begrenzt. In dieser Zeit ist es möglich, all das zu produzieren, was die Menschen brauchen. Die restliche Zeit verbringt man über Büchern, mit fröhlichem Musizieren und gelehrten Plaudereien.

Ebenfalls im Amte des Lordkanzlers schreibt fast genau einhundert Jahre später der Staatsmann und Gelehrte Francis Bacon (1561 – 1626) einen neuen Gesellschaftsentwurf unter dem Titel „Neuatlantis“.

Auch ihm liegt an der Wohlfahrt der Menschen, auch er möchte ein Land in dem Wohlstand und Gerechtigkeit herrschen. Doch ist sein Zugang ein gänzlich anderer. Nicht mehr die gleichberechtigte Produktion der Güter und die gerechte Verteilung stehen im Zentrum seiner Betrachtungen, sondern die Methoden der Produktion, die immer effektivere Herstellung der Waren. Auch Bacon interessiert sich für die Wissenschaften, doch nicht so sehr, um darüber zu kommunizieren und humanistischen Wissensdrang zu stillen, sondern um nutzbringende Schlüsse zu ziehen. In der Technisierung der Wissenschaften sieht er den Garant für Fortschritt und Wohlstand.

Es ist ein Lesevergnügen, diese beiden Gesellschaftsentwürfe einmal parallel zu lesen und einen Seitenblick auf das Gespräch zwischen dem Fischer am Meer und dem träumenden Touristen zu werfen. Es scheint, als seien die Gedanken von Morus und Bacon noch immer voller Aktualität und fordern noch immer zur Entscheidung heraus, welchem Lebensentwurf man folgt. Gesellschaftlich scheint die Entscheidung gefallen zu sein. Mit Bacon kann man Wahlen gewinnen, nicht mit Morus. Und doch gibt es auch eindeutige Zeichen, dass allein auf Wachstum und Technik setzende Gesellschaftskonzeptionen noch in diesem Jahrhundert an ihre objektiven Grenzen stoßen werden.

Eine Entwicklungskonferenz der Leute von Utopia und Neuatlantis könnte zu spannenden Ergebnissen führen, denke ich.

Traumfabrik Alltag

Lernschritte nach Innen

Dorothea Weltecke / Nichts erschien mir damals furchtbarer, erdrückender, langweiliger, sinnloser als ein bürgerlicher Alltag. Eine Arbeit von 9 bis 5, eine Familie, ein Leben nach den Gesetzen des Marktes und des Anstandes, einer sehr selektiven Ethik, die Ungleichheit, Benachteiligung und Ungerechtigkeit schweigend hinnimmt. Kurz: ein Rädchen zu sein in einem fragwürdigen System. Auszusteigen, nicht teilzunehmen an der Wirtschaftsweise des kapitalistischen Westens, sich zu verweigern, eine gerechtere Gesellschaft zu erträumen, womöglich mit zu erschaffen – das wollte ich.

Große Ziele, radikale Begriffe, ein wenig zu spät gekommen, allerdings: Wie ein vergessenes Küken watschelte ich piepsend den Großen hinterdrein. Im großen Jahr 1968 war ich erst ein Jahr alt, und als ich die 68er kennen lernte, da waren sie schon Professoren und lächelten mitleidig, wenn sie an ihre Ziele erinnert wurden. Als ich Anfang der 80er Jahre anfang, die Kleider der Hippies zu kopieren und von Anarchie träumte, gab es schon fast keine Hippies mehr.

Aber ich habe noch welche getroffen vor ein paar Jahren, am Strand einer griechischen Insel: Sie lebten dort in Strohhütten, Behausungen, die

wohl denen der frühchristlichen Wüstenväter nicht unähnlich sind. Und sie spielten dort ethische Reinheit, Freiheit, Schönheit des nackten Körpers und Frieden. Sie mochten nur doch nicht so ganz auf die Annehmlichkeiten der Zivilisation verzichten: Um ihre Hütten blühte buntes Einweggeschirr aus Plastik, leere Chipstüten, alte Büchsen. Und im Herbst

fang, an dem man sich freiwillig beteiligen und freiwillig wieder aussteigen konnte.

In Israel angekommen ergab sich, dass die Kibbuzniks meines Alters den Alltag der Weltverbesserung reichlich satt hatten und schwer unter dem Idealismus und der ethischen Vortrefflichkeit der älteren Generationen litten. Die Eltern und Großeltern, die alten Pioniere, die in den Massenschlafsälen gelegen und die Orangenhaine gepflanzt, die auf ein Privatleben verzichtet und denen es genügt hatte, sich mit den Geliebten auf der gemeinsam Wache oder zwischen den Bäumen zu treffen, betrachteten verständnislos und traurig ihre Kinder. Ihre Hoffnung. Ihr Werk: Sie beklagten das selbstverschuldete Ende der

Freiheit der Frauen der jungen Generation von der Familienarbeit, und das Ende des Neuen Menschen, den sie hatten erschaffen wollen.

Ich lernte, dass der größte Wunsch von Menschen darin bestehen konnte, unbehelligt mit den Kindern am Schabbat am Strand zu sitzen, mitgebrachtes Brot aus der Kühltasche zu essen und süße Limonade dazu zu trinken. Und sie taten das; sie verwirklichten ihre Träume. Kleine, spießige Häuschen säumten den äußeren Ring des Kibbuzes. Ihre jungen Bewohner blieben zum Essen lie-



Kloster Chorin, der Kreuzgang

führen sie nach Hause. Hütten und ein Jahresring aus Müll blieben.

Dass die DDR nicht paradiesische Gerechtigkeit eingeführt hatte und dass Meinungsfreiheit ein schätzenswertes Gut sei, das berichteten Freundinnen aus Halberstadt und leiteten das Ende meiner DDR-Romantik ein, bevor ich ernstlich anfangen konnte, eine auszubilden. Aber an die Kibbuz-Bewegung in Israel knüpfte ich große Erwartungen: Utopische Zellen einer neuen und besseren Gesellschaft, Kolonien der Gleichheit, des Gemeinschaftseigentums, wenigstens ein An-

ber zu Haus als im großen Esssaal die gemeinsamen Mahlzeiten einzunehmen, die einmal zu den Idealen der Kibbuzgesellschaft gehört hatten. Und sie saßen lieber in ihrem Liegestuhl auf der Veranda statt in der Kibbuzbibliothek.

Und dann gab es diesen Katzenisch im großen Esssaal, an dem Leute saßen, mit denen niemand sprach, der nach ihrem Weggang besonders intensiv gereinigt wurde, mit gerümpfter Nase. Diese waren zuständig für das Fahren von Mist, sie putzten, entsorgten den Müll. Nach der Arbeit und vor dem Essen bekamen sie offenbar keine Duschen zur Verfügung gestellt wie wir Volontäre: Araber. Kleine, gedrückte, magere Männer, mit halb servilen, halb hassenden Augen.

Später, bis jetzt wohl, habe ich, zufällig oder nicht, keine Veranlassung mehr gesehen, mich mit der Gegenwart oder gar mit der Zukunft zu befassen. Mir schien, dass ich dafür nicht sonderlich geeignet bin. Und sie als vergangene Träume bedenken? Was beispielsweise ist falsch an Utopien, dass sie nicht funktionieren? Wo liegt der Denkfehler? Der Traum von der besseren, gerechteren Gesellschaft ist ziemlich alt, auch Christen haben ihn immer wieder geträumt, in jedem Jahrhundert wieder. Sie haben alles Mögliche versucht: Sie haben sich in die Wüsten zurückgezogen, sie sind in die Städte gegangen und haben die Leute ermahnt; sie flohen die Welt, oder sie suchten, sie reformierten sie.

Mitunter zogen sie aus und lehrten andere das Fürchten. Im Jahr 1096 zum Beispiel erreichten utopische Bewegtheit wie Grausamkeit eine besondere Höhe. Christen nahmen das Kreuz Christi selbstlos zur Befreiung von anderen auf sich, wie sie sagten. Und sie träumten vom Gelobten Land. Sie verließen Haus und Hof, stiegen

aus ihrem Alltag aus – und fielen in den Vorderen Orient ein. Ermordete Juden, entsetzte orientalische Christen, entwurzelte Muslime, vergiftete Brunnen, zertretene Felder und abgebrannte Weinberge säumten ihren Weg: die Kreuzfahrer.

Christen hoben seit jeher immer wieder das Privateigentum auf und richteten utopische Zellen einer neuen Wirtschaftsweise ein, um den Beginn einer besseren Welt zu wagen, ihre Erkenntnis von der Ungerechtigkeit menschlicher Gesellschaften und ihren Traum von Gemeinschaft umzusetzen. Die Zisterzienser zum Beispiel, eine der mittelalterlichen mönchischen Reformbewegungen: Sie suchten auch in unserer Gegend die Einsamkeit und die Freiheit vom Lärm der Städte und der ethischen Fragwürdigkeit des feudalen Lebens, zum Beispiel in Chorin oder in Lehnin.

Sie legten Sümpfe trocken und aßen einfache Mahlzeiten gemeinsam, in Niederlassungen, die Kibbuzim gar nicht so ganz unähnlich sind. Die hochadeligen jungen Herren, die aus ihrem Alltag ausgestiegen waren und sich dieser radikalen Reformbewegung anschlossen, wollten nicht länger am Unrecht Schuld haben: Dass jemand für sie arbeitete, widersprach dem Gebot der Nächstenliebe, sagten sie. Sie wollten freiwillig in Armut leben, da andere es unfreiwillig tun mussten. Und damit sie die Zeit dafür fanden, ihre Felder auch tatsächlich mit eigenen Händen zu bestellen und niemandem mehr zur Last fielen, schafften sie große Teile der Liturgie ab, die inzwischen das Leben der Mönche bestimmten. Sie wollten nicht mehr singen oder gar studieren, sondern wie die Bauern den Pflug selbst führen und auf die Privilegien ihrer Herkunft verzichten.

Es dauerte wenige Generationen, da waren die Zisterzienser reich geworden, bewirtschafteten riesige Güter, doch nicht mehr selbst, sondern durch andere Leute, die abgetrennt von den Mönchen lebten und denen sie nicht einmal beim Gottesdienst mehr begegneten: Die Kirchen wurden geteilt in Abteile erster und zweiter Klasse. Und die Mönche sangen wieder.

Die Bilanz der christlichen und der modernen europäischen Weltverbesserung spricht nicht unbedingt für sie. Aber doch haben sich viele Leute Mühe gegeben; lautstarke Kritik daran scheint auf die eigene Person zurückzuschlagen: Schließlich gibt es überhaupt keine Veranlassung anzunehmen, dass ich es besser gemacht haben werde.

Was ist eigentlich die Konsequenz daraus? Ratlos zwischen vergangenen Träumen und unzulänglichen Gegenwarten fällt mir eines ein, was viele derjenigen, die Vergangenes bedachten, mit denen verbindet, die Zukünftiges erträumten: Sie hielten die Zukunft für offen.



Kloster Chorin, der Westflügel

P wie Paradies

Wohin soll die Reise gehen?

Jörg Machel / Wer hier auf Erden schon das Himmelreich errichten will, der hat in Wahrheit den Weg zur Hölle eingeschlagen.

Diese Warnung muss man aussprechen, wenn man auf die vielen Versuche blickt, mit denen in der Menschheitsgeschichte am irdischen Paradies herumgebastelt wurde.

Fast alle großen Katastrophen der Neuzeit hatten ihren Ausgangspunkt in höchst moralischen Ideen.

Der jüngste und vielleicht konsequenteste Versuch, die Welt in einen Ort himmlischer Gerechtigkeit zu verwandeln, wurde von Phol Pot und seinen Roten Khmer in Kambodscha unternommen. Innerhalb von Wochen wurden Städte entvölkert, wurde die intellektuelle Oberschicht in „Umerziehungslager“ gesteckt oder sofort als unbelehrbar hingerichtet. Das Geld wurde abgeschafft und alle Menschen wurden auf die Felder geschickt, um mit „ehrlicher Arbeit“ ihren Reis zu verdienen. Gemeinsam säen, ernten und essen – dieser Traum vom egalitären Leben sollte binnen kürzester Zeit Realität werden.

Neben der Abschaffung des Reichtums und der materiellen Ungleichheit wurde ein Terrorregime etabliert, für dessen Konsequenz es keine Parallele gibt. Anders als frühere Terrorregime,

die Verfolgung und Ausrottung schon in der Präambel hatten, klingt die Utopie der Roten Khmer human und menschenfreundlich. Und doch unter-

fast in den Himmel, ist beeindruckend in seiner Größe und Schönheit. Dieses Bauwerk ist die beinahe vollkommene Verwirklichung menschlicher

Träume. Er symbolisiert Macht und Unabhängigkeit, ist Selbstbeschreibung des Menschen als homo faber – als schaffendes, die Welt umgestaltendes Wesen. Aber dieses Bauwerk gilt auch als Ausdruck menschlicher Hybris, Ernst Bloch hat mit seinen Überlegungen im „Prinzip Hoffnung“ ganz sicher Recht: Das Paradies ist keine Beschreibung des Anfangs, sondern es ist eine Kategorie der Zukunft. Doch Bloch irrt auch, wenn er nämlich meint, das Paradies sei mit menschlicher Anstrengung zu erreichen, es sei das Ziel, auf das alle Menschengeschichte zuläuft.

Wie nichts sonst bedürfen wir des Himmels, um sein Licht auf unsere Erde scheinen zu lassen, damit wir die vielen dunklen Flecken wahrnehmen, die dort zu entstehen drohen, wo gerade mal wieder munter für die Errichtung des irdischen Paradieses Opfer gebracht werden.

Gleichheit und Gerechtigkeit sind Ziele auch für unsere Lebenszeit, doch sie münden nicht ins Paradies, sondern bleiben bedroht durch die Natur des Menschen und die Widersprüche dieser Welt.

Ein neues Lied, ein besseres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten!
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich sein,
Und wollen nicht mehr darben;
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
Was fleißige Hände erwarben.

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.

Ja, Zuckererbsen für jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen.

Heinrich Heine
aus: Deutschland ein Wintermärchen

scheiden sich die Folterkeller und Umerziehungslager dieser Utopisten in nichts von den Terrorreinrichtungen aller anderen Verbrecherbanden.

Das Gegenbild zum Paradies ist vielleicht gar nicht die Hölle, sondern der stolze Turm zu Babel. Er reicht

Aus dem Redaktion-Team

Regelmäßige Leserinnen und Leser des paternoster werden nach Beiträgen von Ulla Franken suchen. Aus gesundheitlichen Gründen konnte sie an dieser Ausgabe nicht mitarbeiten. Dadurch, dass Pfarrerin Franken sehr offensiv und bewegend über ihre Krankheit geschrieben hat, gab es viel Anteilnahme und manche Rückfrage. Wir grüßen Ulla auf diesem Wege; unsere Gedanken und Gebete sind bei dir!

Auch wir sind jetzt dabei...

Das paternoster-Team hat sich entschieden, ab sofort die neue Rechtschreibung anzuwenden. Dies gilt auch für die anderen Bereiche der Emmaus-Ölberg-Gemeinde. Rückfälle bitten wir zu entschuldigen.

Neues Logo

Ja, das ist jetzt auf der Titelseite und bald auch auf der Frontseite unserer Ölberg-Kirche zu bewundern. Wir danken Kris Huckauf für ihre professionelle Arbeit!

Redaktion paternoster

Die Redaktion des paternoster kann wieder Verstärkung gebrauchen. Wer Lust hat, an der vier mal im Jahr erscheinenden Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde mitzuwirken, ist herzlich bei den Redaktionssitzungen willkommen. Bei den vielfältigen Aufgaben, die es zu erledigen gibt, findet bestimmt jeder etwas, was er einbringen kann. Die nächsten Termine erfahren Sie in der Küsterei.

Gottesdienste im Sommer

Während der Sommer-Schulferien (23.7.-3.9.) findet in unserer Gemeinde nur ein Sonntags-Gottesdienst statt: 11.00 Uhr in der Emmaus-Kirche. Wir sind gespannt, wie die Gemeinde diesen Ort annehmen wird.

Umfrage

Die Ergebnisse unserer Umfrage aus der letzten paternoster-Ausgabe und die Gewinner teilen wir Ihnen in der nächsten Ausgabe mit. Es bleibt also noch etwas Zeit, sich an der Weichenstellung für die Weiterführung der Gemeindegarbeit zu beteiligen.

Konfirmation am Pfingstsonntag

Anna Bayha
Robert Bloch
Kristin Bursy
Daniela Dallach
Friedrike Frost
Tarek Hazzan
Lucie Hespelt
Sarah Horeis
Daniel Kirchner
Ines Müller
Mark-Anton Pascher
Hans Schermeyer
André Schindler
Katharina Schmalz
Jessica Smith
Annika Wolter

Wir gratulieren!

Nacht der offenen Kirchen

Für den Pfingstsonntag ist eine „Nacht der offenen Kirchen“ geplant. Das Café der Emmaus-Kirche wird ab 19.00 Uhr geöffnet sein.

Unser Programm:

20.00 Uhr Kreisler-Liederabend
Wolf Fröhling
21.30 Uhr Satie und Bach
Ingo Schulz
23.00 Uhr Lesung der Apokalypse
Christian Klischat & Florian Feisel

Rundfunkgottesdienst

Nachdem wir vor einigen Jahren die ARD in der Ölberg-Kirche zu Gast hatten, werden wir am 9. Juli 2000 aus der Emmaus-Kirche einen Rundfunkgottesdienst übertragen. Wegen der Übertragungszeiten des SFB beginnt dieser Gottesdienst ausnahmsweise um 10.00 Uhr. In der Ölberg-Kirche wird an diesem Sonntag kein Gottesdienst stattfinden.

Traut euch ...

Für den 1. Juli um 15.00 Uhr lädt Pfarrer Machel alle „Heiratskandidatinnen und -kandidaten“ zu einem Seminartag in die Emmaus-Kirche ein. Fünf Paare haben ihre Trauung für die nächsten Wochen und Monate angemeldet. Weitere Interessenten und Interessentinnen melden sich bitte in der Küsterei.

paternoster im Internet

Seit Mai können Sie sämtliche Ausgaben des paternoster im Internet über unsere Homepage aufrufen: <http://www.emmaus.de/paternoster>

Neuer Konfirmandenkurs

Nach den Sommerferien startet ein neuer Konfirmandenkurs. Etwa alle drei Wochen laden wir jeweils am Samstagnachmittag und am Sonntagvormittag zu unseren Kurstagen und zum Gottesdienst ein. Fester Bestandteil Konfirmandenreise gehört in

Fest am Lausitzer Platz

Großes Konzert mit ATZE und SchülerInnen der Heinrich-Zille-Grundschule. Um 14.00 Uhr geht's los in der Emmaus-Kirche. Danach wird auf dem Platz bis in die späten Abendstunden weiter gefeiert.

James Salter, Lichtjahre

Ihr Traum vom Miteinander hört auf, ohne dass Nedra und Viri es merken. Leere schleicht sich in ihre Ehe ein – und Langeweile. Sie verlieren einander, langsam und zunächst ohne große Erschütterungen, obwohl sie die Fassade einer fast vollkommenen Familie noch lange leben: Das Leben in einem schönen, alten Haus mit zwei Kindern und gemütlichen Abenden mit Freunden am Kamin. Sie verlieren sich - und bleiben sich doch vertraut, auch als Nedra endgültig aus der Ehe aussteigt, um lebendig zu bleiben. Sie kämpfen nicht gegeneinander, sie staunen und trauern über das verlorene Glück, das sie miteinander hatten, und die Lügen, mit denen sie lebten und leben.

Rowohlt
DM 19,90

*	muß nicht sein
**	borgen
***	kaufen
****	verschenken

Peter Pohl / Jacky Gleich, Glittras Auftrag

Glittra ist Schutzengel, und Schutzengel haben es nicht leicht, schon gar nicht, wenn sie Kinder wie Martin beschützen sollen. Denn der heckt immer etwas Neues aus und lässt Schlüssel jeder Art mitgehen, durch die er dann Zugang zu Gefahren jeder Art hat. Und Gewissensbisse hat er auch nie, wenn er etwas angestellt hat. Kein Wunder, dass Schutzengel Glittra immer in Alarmbereitschaft ist – und das ist auch notwendig ...

Hanser

Claire Bretécher, Die Frustrierten Comics

Die Comics zeigen die 68-Generation zehn Jahre danach. Dem Jahr 1968 wird mit nostalgischem Aufseufzen gedacht, in Diskussionen unter Freunden beschwört man die Überzeugungen der eigenen wilden Jahre, die sich längst durch den Alltag des etablierten Mittelstandes relativiert haben. Ehe, Beziehungskiste, Kindererziehung, berufliche Karriere – das gesamte gewöhnliche Chaos des Alltags zeigt die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit. In ruhigen Totalen zeichnet Bretécher Szenen des Alltäglichen. Man schmunzelt über die Figuren im widerborstigen Zeichenstrich und amüsiert sich über den genau hingehörten Text. Für alle, die sich von 1968 geprägt fühlen auch heute noch ein Vergnügen.

Rowohlt 1978

Axel Hacke, Der Kleine König Dezember

Die Kindheit liegt am Ende des Lebens. Ob das gut ist? Das muss der Kleine König selbst sagen. Man kann ihn alles Mögliche fragen. Kann mit ihm in die Sterne schauen und über Unsterblichkeit reden. Kann die Schachteln anschauen, in denen er seine Träume aufbewahrt. Oder man geht mit ihm durch die Stadt und sieht, was man noch nie gesehen hat. Das ist sehr schön.

„Vielleicht bräuchte jeder einen Kleinen König und jede Menge Träume handlich abgepackt.“ FAZ

Kunstmann Verlag
DM 12,80

Ernst Bloch, Spuren

„Wie nun? Ich bin. Aber ich habe mich nicht. Darum werden wir erst.“ Dieses Motto ist das Thema der Spuren. Es sind Spuren, die hinführen zu Sinn und Deutung des Daseins, „im Erzählen merkend, im Merken das Erzählte meinent“. Es sind Spuren, die auch von der Geschichte der eigenen Jugend Blochs berichten. Diese Parabeln, die zu den Glücksfällen deutschen Denkens und deutscher Prosa gehören, sind heute so fabelhaft und wahr wie vor mehr als siebzig Jahren, als sie gesammelt, gedacht und geschrieben wurden.

suhrkamp taschenbuch 451

Pierre-Antoine Bernheim und Guy Stavrides Welt der Paradiese – Paradiese der Welt

Das Buch von Bernheim/Stavrides bietet eine Übersicht über die Paradiesvorstellungen aller Völker und Kulturen. Die so entstandene Topografie des Paradieses stützt sich auf mythologische und theologische Hintergrund-Recherchen und bezieht neben dem christlichen und jüdischen Glauben den Islam, Hinduismus, Buddhismus, Taoismus und die Religion Zarathustras mit ein. Das in langjähriger Arbeit zusammengetragene reiche Material ergibt ein farbenprächtiges Panorama jener Vorstellungen eines glücklichen Jenseits, das den vom irdischen Leben Enttäuschten und Ermüdeten seit Jahrtausenden Freude und Trost verheißen hat. Alles in allem ein großzügig angelegter und leicht lesbarer Reiseführer durch die Paradiese der Religionen.

**

Artemis und Winkler

Streiflicht vom 25.10.1993

mit freundlicher Erlaubnis der Süddeutschen Zeitung

Rainer Stephan / Unlängst haben wir unserem Chef beim Telefonieren zugeguckt, ohne selbst mit ihm zu telefonieren, während er mit einem anderen Chef telefonierte und diesem, der ihm beim Telefonieren zuguckte, seinerseits beim Telefonieren zuguckte. Bildtelefon! Vorbei sind die Zeiten des Augenrollens und Gequälte-Fratzen-Schneidens, mit denen der Fernsprecher zwischen lauter „Ah-Ja´s“ und „Ich verstehe“ den Umstehenden oder notfalls sich selbst signalisieren konnte, was von den Tiraden des jeweiligen Gesprächspartners zu halten sei. Jetzt wird, wenn´s klingelt, erst mal hastig der Schreibtisch aufgeräumt, das Mickymaus-Heft unters Sitzkissen geschoben, die Geliebte unterm Bett versteckt – wozu eigentlich? Wir wollen niemand sehen beim Telefonieren. Niemand will irgend jemanden sehen beim Telefonieren und schon gar nicht von jemand gesehen werden!

Wer so daherredet, kennt den Fortschritt aber schlecht. Fragt der vielleicht, was wir wollen oder brauchen? O ja, er fragt. Und wehe, er findet dabei heraus, dass unser Herz an irgend etwas hängt. Wer Sachen nicht einfach benützt, weil sie halt da sind, sondern eine persönliche Zuneigung zu seinen Sachen entwickelt, ist fürs Leben in der freien Sachzwang-Welt nicht reif. Statt dessen stört er das, was auf keinen Fall gestört werden darf: die glatten Abläufe. Man macht´s mit solchen Leuten wie mit Kindern, die sich partout von ihrem Teddybären nicht trennen wollen: Man nimmt ihnen die Dinger weg, basta. In 13 Monaten werden alle Paternoster abgeschafft; und den zahlreichen Freunden dieser erschreckend humanen Beförderungsmittel nützt es gar nichts, dass sie lauthals protestieren, ja sich sogar zu Paternoster-Rettungs-Vereinen zusammenrotten. Im Gegenteil: So viel kindliche Renitenz muss schleunigst ausgemerzt werden, und die Paternoster kommen jetzt erst recht auf den Müll.

Eine Münchner Tageszeitung (ohne Redaktions-Paternoster) hat in diesem Zusammenhang gefragt, ob es vielleicht keine wichtigeren Themen als das Verschwinden des Paternosters gebe. Darauf können wir nicht antworten; denn wer uns diese Frage stellt, spricht unsere Sprache nicht. Außerdem, wir sind ja schon ruhig. Wir denken nicht daran, uns auf die dämliche Diskussion über die vom „Deutschen Aufzugausschuss“ (selbstverständlich ein Lobby-Verein) behaupteten Gefahren des Paternosterfahrens einzulassen. Wir treten auch keinem Schutz-und-Trutz-Bündnis bei, nicht einmal gegen das Bildtelefon. Zur Not benützen wir die Treppen und schreiben Briefe – und wundern uns keineswegs, dass das Treppensteigen und Briefeschreiben auch schon längst auf der Abschlusliste des Fortschritts stehen. Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben.

Unser nächstes Thema:

Konkurrenzprodukt Kirche

Impressum

paternoster
Die Zeitschrift der Evangelischen
Emmaus-Ölberg-Gemeinde
4. Jahrgang Nr. 2, Sommer 2000

Herausgeber im Sinne des Presse-
rechts ist der Gemeindegemeinderat
der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion
Gisinda Eggers, Bernd Feuerhelm,
Ulla Franken, Heike Krohn, Jörg
Machel, Claudia Ondracek,
Charlotte Rehbein, Ingo Schulz,
Dorothea Weltecke

Titelbild: Foto – Jörg Machel
Berge – Gerhard Seyfried
Montage – Kristin Huckauf

Redaktionsanschrift
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout
Jörg Machel und Ingo Schulz

Druck
Bildungswerk in Neukölln GmbH
gedruckt auf RecyMago 115gr/qm

Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Emmaus-Kirche, Lausitzer Platz 8a,
10997 Berlin
Telefon 030/ 61 69 31 -0, Fax -21

Ölberg-Kirche, Lausitzer Straße 28/
Ecke Paul-Lincke-Ufer, 10999 Berlin

Kita Emmaus, Wrangelstraße 31,
10997 Berlin, Telefon 618 15 97

Kita Ölberg, Lausitzer Straße 29-30,
10999 Berlin, Telefon 61 69 32 -17

Emmaus-Kirchhof, Hermannstr. 133,
12051 Berlin, Telefon 626 24 35

Pfarrerin Ulla Franken
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin,
Telefon 61 69 31 -15
ulla.franken@emmaus.de

Pfarrer Jörg Machel
Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,
Telefon 61 69 32 -15
joerg.machel@emmaus.de

Internet & e-mail:
<http://www.emmaus.de>
gemeinde@emmaus.de

Spendenkonto
Berliner Bank AG (BLZ 100 200 00),
Konto 4703240501
KVA/Emmaus/paternoster

Der Mensch lebt noch überall in der Vorgeschichte, ja alles und jedes steht noch vor der Erschaffung der Welt, als einer rechten. Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende, und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfasst und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.

Ernst Bloch, Das Prinzip Hoffnung

DEUTSCHE POST AG
ENTGELT BEZAHLT
10997 BERLIN

Möchten Sie den paternoster
regelmäßig per Post erhalten?
Hier könnte Ihre Anschrift stehen!